Ueber die Herkunft der ältesten Bewohner Madagascars.

Bekanntlich haben die linguistischen Untersuchungen es über allen Zweifel festgestellt, daß die heutigen Madagassen der großen weitverbreiteten Malayen-Race angehören, deren Zersplitterung erwiesenermaßen in der Zeit vor Gründung Karthago's hinaufreicht. Dem Repräsentanten der englischen Missionsgesellschaft auf Madagascar blieb es vorbehalten, mit Ignorirung dieser Thatsache uns mit einer neuen Theorie über die Herkunft der Hova's zu beschenken. Herr James Cameron will nämlich eine auffallende Aehnlichkeit zwischen den religiösen Uebungen der Madagassen und den rituellen Gebräuchen und Ceremonien der vorsalomonischen Juden beobachtet haben. Wohl hat er dabei nicht den reinen Jehovadienst, wie ihn Moses vorschrieb, sondern jenen, wie er durch den Beisatz phönikischer und anderer gröberer Religionsformen sich ausbildete, im Auge.

So war das Weihrauchbrennen zu Ehren des Mondes eine Verquickung des phönikischen mit dem jüdischen Gottesdienst. Unter den Hova's von Madagascar findet sich eine ähnliche Sitte, welche am Neujahrstag, der stets auf Neumond fallen muß, geübt wird und im Anzünden großer Büschel Heu oder dürren Grases besteht, die von den Kindern auf langen Stangen jubelnd und springend umhergetragen werden. Ueberhaupt tritt diese Verbindung des Gottesdienstes mit dem Cultus der Sonne, des Mondes und der Sterne wie bei den Juden, so auch bei den ungebildeten Madagassen in Imerina (— aber auch sonst noch bei anderen Völkern vielfach —) zu Tag.

Trotz der strengen Verbote der mosaischen Gesetzgebung scheinen die Juden dem Aberglauben hinsichtlich der alltäglichsten Verrichtungen, des Bestimmens von Glücks und Unglückstagen u. s. w. stark ergeben gewesen zu sein; bildete doch sogar der Kindermord einen Ausfluß dieses Aberglaubens. Ganz derselben Erscheinung begegnet man unter den Hova's, wo ähnliche Gräuel sich selbst bis in die jüngste Zeit fortgepflanzt haben. Deßgleichen gilt es bei ihnen seit undenklichen Zeiten als unumstößlicher Brauch, niemals ein Mädchen aus fremdem Stamme zu freien, was bekanntlich auch eine Vorschrift der alten Hebräer (— aber auch fast bei allen Naturvölkern Sitte —) ist. Eine Erweiterung der bei den Juden beliebten Gottesurtheile läßt sich ferner in jenen bei den Hova's noch jüngst geübten Ordalien schwer erkennen, wo der Genuß eines mit gefährlichem, aus dem Kern der Frucht des Tangenabaumes bereitetem Giftstoff versetzten Trankes über Schuld oder Unschuld entscheiden sollte.

Der unter den Juden allgemeinen Anbetung des Kalbes entsprechend, verehrten die Hova's nicht bloß die Flüsse und Berge ihres Landes sondern auch Thiere wie Krokodille, Schlangen u. s. w. (Das thaten aber auch die alten Aegypter und bei manchen Negerstämmen ist Zoolatrie noch heute im Schwange.) Ein besonderer Cultus ihrer Todten ist den Madagassen eigen, und bei Anwendung des oberwähnten Ordalismus wurde die giftige Frucht direkt als Gottheit, unter dem Namen Raimanamango angesprochen.

Ferner war es bei den Juden Sitte, allenthalben im Lande an erhabenen Orten ihrem Gotte zu opfern, zu welchem Zweck sie eigene tragbare Bildnisse hatten. In ähnlicher Weise haben die Madagassen im ganzen Land Altäre, wo sie verschiedenen Gottheiten sowohl lebende Wesen wie auch leblose Gegenstände opfern, um Gesundheit, langes Leben, Kindersegen, Wohlstand oder auch bloß Vergebung ihrer Sünden zu erlangen. Endlich scheint auch der bei den Juden sehr verbreitete Substitutionsglaube, wonach ein Wesen für ein anderes Schmerzen, Drangsale u. dgl. erdulden kann, bei den Hova's vorzukommen, wenigstens bewahrt uns die Geschichte — sowohl aus dem vorigen Jahrhundert, unter der Regierung Andriamasinavalona's, wie aus jüngster Zeit, anläßlich der Thronerhebung der Königin Ranovalona I., merkwürdige Beispiele dieser Art.

Erwähnen wir noch des Opfers der Erstlingsfrüchte, welch Sitte auch bei den Malagasi-Hova's vorkommt, so haben wir die vorzüglichsten Aehnlichkeitsmerkmale aufgezählt, die James Cameron zur Unterstützung seiner Ansicht anführt. Nachdem die vorstehend geschilderten rituellen Uebungen seit undenklichen Zeiten bei den Einwohnern Madagascars in Gebrauch sind, meint er, daß sie zur Annahme einer näheren Beziehung zwischen den Vorfahren der heutigen Hova's und den Juden und Phönikern aus den Zeiten von Hiram und Salomon berechtigen und zieht zu diesem Behufe die ziemlich aufgegebene Identificirung der durch Karl Mauch entdeckten Ruinen von Zimbaoe mit dem Lande Ophir heran. Auf das Wichtigste aber, welches in diesem Falle jeder neuen Hypothese vorangehen müßte, nämlich auf die Widerlegung des bis nun Feststehenden, läßt sich der englische Geistliche gar nicht ein.

Die Steinzeit in England.

Eine überaus bemerkenswerthe Abhandlung über die Classificirung der verschiedenen Perioden des Steinzeitalters mit besonderer Rücksicht auf England trug Hr. J. W. Flawer vor einiger Zeit in einer Sitzung der englischen anthropologischen Gesellschaft vor. Darin betonte er besonders den wesentlichen Unterschied zwischen den im „Drift" gefundenen Utensilien und jenen, die in den Beinhöhlen vorkommen, — ein Unterschied der bisher von den meisten Alterthumsforschern übersehen wurde. Selbst Lubbock und Charles Lyell schenkten demselben nicht genügende Beachtung, und doch, meint Hr. Flower, gehe es nicht länger mehr an, Ablagerungen unter ein und dieselbe Gruppe zu begreifen, die offenbar unter ganz verschiedenen Verhältnissen vor sich gegangen sind und aller Wahrscheinlichkeit nach auch zwei verschiedenen Epochen angehören.

Zur genauen Feststellung dieser zwei Perioden beruft sich J. W. Flower auf die Resultate nicht blos der archäologischen, sondern auch der geologischen und paläontologischen Forschung. Zunächst verdienst in dieser Hinsicht der Umstand Beachtung, daß die Geräthschaften des „Drift" mittelst solcher Steine erzeugt wurden, die lange Zeit an der Oberfläche des Boden atmosphärischen Einflüssen ausgesetzt gewesen; dieß geht nicht allein aus dem eigenthümlichen Aussehen dieser Feuersteine, sondern hauptsächlich aus der besonderen Beschaffenheit ihres Bruches hervor. In der Regel ruhen diese Werkzeuge unter einer dichten Kiessteinschichte, mit kalkigen Bestandtheilen vermischt, worüber sich beträchtliche Sandmassen oder Moorgründe ausbreiten. Die Lage der bearbeiteten Feuersteine ist nicht immer die gleiche; in den meisten Thälern findet man sie in einer ziemlichen Höhe über dem dermaligen Flußbett; übrigens ginge es auf keinen Fall an, diesen Wasserläufen die Versetzung jener Instrumente an ihre nunmehrigen Fundorte zuzuschreiben. Besonders bemerkenswerth ist indessen, daß sowohl im Somme-Thal in Frankreich wie im Ouse-Thal in England die Silerschichte von einer ungleich dichten Torflage überzogen erscheint, welche aber, seltsamerweise, in beiden Ländern genau dieselbe Fauna aufweist. Dieß berechtigt zum Schlusse, daß zur Zeit dieser Torfbildung, und folglich um so mehr zur Zeit der Ablagerung des „Drift", dieser Theil von England noch mit dem nördlichen Theil von Frankreich in Verbindung stand.

Im weiteren Verlauf seiner scharfsinnigen Betrachtungen gelangt Hr. Flower zu dem Resultate, daß die im „Drift" gefundenen Feuersteingeräthschaften aus einer älteren Epoche stammen, wie die Höhlenfunde, obgleich erstere viel größeren Formenreichthum zeigen wie letztere. Nach seiner Ansicht gilt es durchaus nicht für ausgemacht, daß die Menschen, welche diese Geräthe fabricirten, zur selben Zeit wie jene Thiere gelebt haben, deren Ueberreste gewöhnlich zugleich mit dem Feuerstein auftreten.

Das Zeitalter der Höhlen, zwar jünger wie jenes des „Drift", ist gleichwohl noch durch einen beträchtlichen Zeitraum von der Epoche der „tumuli" getrennt, welche ihrerseits der neolithischen oder der Periode des geschliffenen Steines vorangegangen ist. Der Gebrauch der Bronze, welcher sowohl dem Zeitalter des geschliffenen wie jenem des rohen Steines gemein (?) war, erscheint in keiner Weise geeignet, ein bestimmtes Zeitalter zu charakterisiren. Aus demselben Grund erweist sich die bisher allgemein angenommene Eintheilung der prähistorischen Zeit in zwei Hauptperioden, eine paleolithische und eine neolithische, als ungenügend. Nach Hrn. Flowers Vorschlag hätte man in Zukunft vier Perioden zu unterscheiden, und zwar die paleolithische, d. i. das Zeitalter der im „Drift" vorkommenden Feuersteinutensilien, dann die archaische oder das Höhlenzeitalter, ferner die prähistorische oder die Periode der „tumuli", endlich die neolithische, d. i. jene der polirten Teile.

Dieß ist im Wesentlichen der Inhalt der von Hrn. J. W. Flower vorgetragenen Abhandlung, welche, wie man sieht, eine einschneidende Reform in die bisher übliche Eintheilung der vorhistorischen Zeit bezweckt. Mag auch Manches darin noch einer eingehenderen Erörterung bedürfen, und zumal die Trennung der „Drift"-Periode vom Höhlenzeitalter durch einen ansehnlichen Zeitraum einen ausführlichen Nachweis wünschenswerth erscheinen lassen, so sind Flowers Betrachtungen doch von zu großer Tragweite, als daß nicht die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf dieselben gelenkt werden sollte.

Frauenarbeit im Dienste der Groß-Industrie.

(Aus der Wiener Weltausstellung.)

Groß-Industrie und Frauenarbeit! Welche scheinbar heterogene Dinge sind hier vereinigt! Groß-Industrie, ein stolzes Wort, mit welchem wir den Begriff der Massenproduction, des eminent Praktischen verbinden, und Frauenarbeit, die für Viele noch immer den Inbegriff des Kleinlichen, Unpraktischen, Werthlosen bedeutet. Und doch sind beide innig miteinander verbunden, doch ist für unsere aufblühende Groß-Industrie die Frauenarbeit ein mächtiger Factor geworden, mit dem zu rechnen unsere Industriellen gar wohl gelernt haben, und die in mancher Beziehung vor der Männerarbeit sogar den Vorzug verdient.

Wo die Arbeitsleistung Körperkraft, Ausdauer, selbst wo die tüchtige Fach- oder allgemeine Vorbildung erfordert, da bleibt sie vorläufig die unbestrittene Domäne der Männerhand; wo aber Fleiß, Aufmerksamkeit, Reinlichkeit und eine gewisse leicht sich anzueignende manuelle Fertigkeit genügen, da müßte vorzugsweise die Hand der Frau schaffen. Weibliche Arbeitskräfte sind bei ihren geringeren Bedürfnissen und den bescheideneren Anforderungen an Lebensgenüsse leichter zu befriedigen, wohlfeiler zu gewinnen, bequemer zu behandeln, daher ein für die Groß-Industrie Oesterreichs bereits unentbehrlicher Factor geworden, der in den verschiedensten Zweigen der Industrie sich bethätigt und wesentlich in das Getriebe der Fabriks-Industrie eingreift.

Ein deutliches Bild der Verwendung der Frauenarbeit im Dienste der Groß-Industrie gibt uns die graphische Darstellung dieses Gegenstandes im Pavillon der Frauenarbeit. Mit Erstaunen sehen wir dort auf den in zierlichen Glasschränken verwahrten Zeichnungen, Photographien und Holzschnitten die Frauenhand bei Arbeitsleistungen thätig die wir kaum als in ihr Gebiet gehörig zu betrachten gewohnt sind; wir sehen sie mit Hilfe der Maschinen die verschiedenartigsten Arbeiten vollbringen. Eine schätzenswerthe Schrift über diesen Gegenstand, welche wir, wie die graphische Darstellung desselben, den Herren Dr. Migerka und Dr. Holdaus verdanken, gibt uns höchst interessante Daten und Aufschlüsse über die Bedeutung der Frauenarbeit.

Mit keinem Worte werden wohl so verschiedene Begriffe verbunden, als mit dem ehrlichen deutschen Worte: „Frauenarbeit". Vielleicht mahnt es sofort an das verpönte, deutschem Wesen und deutscher Sprache fremde Wort „Emancipation". Zu einem „geflügelten Worte" ist es geworden, im Parteienstreite wird es im Gefolge der Tagesfragen vielfach ventilirt, und Front dagegen zu machen glauben sich alle Jene berufen, welche, sich auf althergebrachte Sitten und Bräuche stützend, mit Beharrlichkeit die Ansicht vertreten, es habe die Frau das Gebiet ihrer Wirksamkeit nur innerhalb des Bereiches ihres Hauses zu suchen, hier habe sie an der Erfüllung ihres heiligsten Berufes zu arbeiten. Dagegen vertheidigt eine andere Partei das „Recht der Frauen auf Arbeit". Nicht Brauch und Sitte, weder Herkömmliches noch Ueberliefertes aus „guter alter" Zeit erscheint ihr maßgebend, sondern lediglich die Anforderungen der Gegenwart, welche das Weib gewaltsam auch auf andere Bahnen drängen, die ihr geöffnet und geebnet werden sollen. So stehen sich zwei streitende Parteien gegenüber und es liegt die Frage nahe: auf welcher Seite das Recht und wem wohl zu glauben sei? Da kommt uns das schöne Dichterwort zu Hilfe:

Wem zu glauben ist, redlicher Freund, das will ich dir sagen,
Glaube dem Leben, es lehrt besser, als Redner und Buch.

Und das Leben lehrt, daß von Millionen Frauen wohl viele, vielleicht die „oberen Zehntausend", in der Lage sind in der von Natur, Brauch und Sitte vorgezeichneten Weise im Innern des Hauses als Herrin zu walten, Andere für sich schaffen, sorgen, arbeiten zu lassen. Dagegen lehrt das Leben, und die Logik der Thatsachen beweist, daß Hunderttausende von Frauen ihrer natürlichen Bestimmung entweder gänzlich oder zeitweilig entrückt, aus dem engen Kreise des Hauses von der eisernen Nothwendigkeit hinausgedrängt und gezwungen werden, mit arbeitender Hand den „Kampf um das Dasein" zu bestehen.

Wir entnehmen dem erwähnten Werke „Ueber die Verwendung weiblicher Arbeitskräfte in der Fabrik-Industrie" zur Illustration unserer Ansicht nachstehende statistische Daten:

„An Einmalhundertfünfzig- bis sechzigtausend beträgt in Oesterreich zur Zeit die Zahl der Mädchen und Frauen, welche ihre Arbeitskraft in den verschiedenen Gewerben und Verkehrsanstalten verwerthen", also außerhalb des Hauses Brot und Erwerb zu suchen gezwungen sind, und diese Zahl ist umsomehr bemerkenswerth, als die meisten Zweige der Groß-Industrie in Oesterreich erst im letzten Jahrzehnt ihren Aufschwung genommen und weibliche Arbeitskräfte zugezogen haben, und jene Tausende darin nicht inbegriffen sind, die, nicht im Dienste der Fabriks-Etablissements stehend, auf privatem Wege ihren Erwerb suchen und finden.

Fragen wir, welche Kenntnisse, welche Fähigkeiten die Arbeiterin erwirbt, bevor sie die harten Bahnen des Broterwerbes geht, mit welchen Mitteln sie ausgerüstet ist, wenn sie „ins feindliche Leben" hinaustritt, welche Vorbildung sie aus der Schule mitbringt für ihren Beruf, so faßt sich die Antwort in das kleine und ernste Wort: „Nichts!" — nichts als ihre angeborenen, natürlichen, aber völlig unentwickelten Anlagen, nichts als die ihr innewohnende physische Kraft, nichts als den guten Willen; aber die Noth, die nicht sowohl beten, als vorzugsweise arbeiten, (zuweilen auch sündigen) lehrt, zwingt sie zu raschem Auffassen der concreten Verhältnisse, zum Erlernen der ihr zugewiesenen Arbeit.

Welcher Art sind nun die Leistungen, die ein derartiges Arbeitspersonal vollbringen, welches der Erwerb, den es erringen kann? Auf beide Fragen gibt uns die graphische Darstellung der Frauenarbeit im Dienste der Groß-Industrie, sowie das beigegebene erklärende Werk Aufschluß. Unsere Industrie schreitet nach zwei verschiedenen Richtungen vor; die eine ist auf Massenproduction gerichtet, und immer größere Productionsmenge bei geringem Kostenaufwand das Ziel, dem sie zustrebt; ihre Factoren sind Maschinen und möglichst wohlfeile menschliche Arbeitskräfte; die andere ist die kunstgeweibliche Richtung, und die Arbeitskräfte; die andere ist die kunstgewerbliche Richtung, und die Arbeitskräfte, die im Kunstgewerbe zur Verwendung kommen, sind vorwiegend tüchtig geschult, mit hinreichender Fachkenntniß ausgerüstet und ungleich besser als bei der Massenproduction entlohnt. Die Frauenthätigkeit bei der Groß-Industrie fällt bei uns fast durchgängig in das Gebiet der Massenproduction; das aber genügt, sie zu kennzeichnen.

Bei der Erziehung der weiblichen Jugend wird in unseren Volksschulen nur auf die Bedürfnisse des Hauses Rücksicht genommen, und indem man in dieser Weise der praktischen Richtung zu huldigen meint, übersieht man ganz und gar, wie unzulänglich und unpraktisch ein solcher Vorgang ist. In den nach Hunderttausenden zählenden Fällen, wo das Weib nicht nach patriarchalischer Sitte aus dem Schooße der Familie sofort in die sichere Obhut eines Beschützers und Ernährers übergeht, sondern bei unseren gegenwärtigen socialen Verhältnissen auf die eigene Kraft angewiesen auf eine Zeit lang, vielleicht für immer sich selbst den Weg durch das Leben zu bahnen hat, steht sie meist rathlos da, ohne Kenntnisse und Erfahrungen. Alles, was sie gelernt hat, nützt ihr nicht zum Zwecke des Erwerben, und was ihr nützen soll, das muß sie erst lernen.

In dem Etablissement, wo die Arbeiterin Erwerb sucht, macht sie erst ihre Lehrzeit durch, und nur mühsam, Schritt für Schritt arbeiten sich begabtere Naturen empor, während weniger befähigte bei ihrer untergeordneten Hilfsarbeit verbleiben.

So stehen sie — lebende Maschinen — zu Tausenden an Spindel und Spule, überwachen den selbstthätigen Webstuhl, knüpfen jahraus jahrein zerrissene Fäden wieder an, bedienen Maschinen, verrichten in anderen Industriezweigen alle untergeordneten Hilfsarbeiten, wie das Putzen, Sortieren, Zählen, Verpacken der fertigen Gegenstände, in der Glasfabrikation das Pulverisiren des Rohmaterials, Sortiren des Bruchglases, Einpacken der Waaren, Blankputzen der Vergoldungen, kurz alle Arten von Handarbeit, zu denen man der Intelligenz nicht bedarf. Dennoch vermöchte manche Hand, die in solcher Weise bei der untergeordneten Dienstleistung verkümmert, deren Tageserwerb nur nach Kreuzern, zählt, der Industrie werthvollere Dienste zu leisten, wäre ein wenig Schulung ihrem Arbeiterberufe vorangegangen. Wie manche Hand, die feine Gläser mit Strohbündeln umwindet, wäre bei einiger Vorbildung in die Lage gebracht worden, die Glasgeräthe selbstständig zu malen, denn gerade die Frauenhand ist, wie durch Erfahrung nachgewiesen werden kann, zu feineren Arbeiten vorzugsweise verwendbar und geschickt.

In einem der größten Fabrik-Etablissements in Oesterreich, wo unter Anderem Fußteppiche für den überseeischen Export erzeugt werden, arbeiten Mädchen an den Mustern, allerdings nicht künstlerisch ausgeführten Malereien. Die Arbeitskräfte werden sozusagen von der Gasse aufgelesen, die Hand, die den Pinsel rühren soll, besitzt nicht die mindesten Vorkenntnisse im Zeichnen und dennoch lernen in kurzer Zeit die Arbeiterinnen nicht nur rasch, sondern auch ganz hübsch malen, Blumen, Vögel und selbst Figuren mit freier Hand auf den Stoff übertragen. Welche nützliche, erwerbsfähige Arbeitskräfte würden solche Mädchen und Frauen geworden sein, wenn sie schon in der Volksschule neben Lesen und Schreiben auch Zeichnen gelernt hätten und wenn sie, was sie im Dienste der Massenproduction nur oberflächlich erlernen, nach Regel und Gesetz zu üben und in der Kunstindustrie zu verwerthen verständen. Selbst in der Massenproduction erstaunen wir über mannichfache Verwendbarkeit der Frauenhand, die doch nur auf angeborne Fähigkeit zurückzuführen ist.

Wir wollen aus den vielen Industriezweigen nur einige herausgreifen: aus der Fabrication von Chemikalien z. B. die Kerzen- und Seifen-Fabrication, wo das „Einziehen" der Dochte, das „Gießen" der Kerzen, das Waschen, Stempeln, Poliren und Emballiren von Frauenhand besorgt wird; die Fabrication von Zündwaaren, wo die leichteren Hilfsarbeiten, das „Einlegen", „Ausnehmen" der Hölzchen aus dem Rahmen, sowie die Anfertigung der Zündholzschachteln der Frauenhand zugewiesen wird; die Erzeugung moussirender Getränke, wo das Waschen der Flaschen und Syphons, Etiquettiren, Putzen der Syphonköpfe und das „Abfüllen" zahlreiche Frauenhände in Anspruch nimmt; ferner nennen wir die Tabak- und Cigarren Fabrication, die allein 22,000 Frauen in Oesterreich beschäftigt; die Strickgarn-Industrie, wo das „Sortiren", „Haspeln", „Spulen", der Wolle Gegenstand der Frauenarbeit ist; die Baumwollspinnerei und Weberei, Jute-Fabrication, Wirkwaaren-Industrie und Hutfabrication, für die gleichfalls Frauenhände thätig sind. Die Erzeugung von Kleidungsstücken, Putzwaaren, Miedern, Handschuhen, Waschwaaren, Cravaten, Schuhobertheilen, künstlichen Blumen, Stickereien, Spitzen und Schmuckfedern beschäftigt vorzugsweise weibliche Arbeitskräfte, aber auch die Leder- und Kautschuk-Industrie, die Kammfabrication, die Metallwaaren-Erzeugung, Gold-, Silber- und Chinasilber-Fabrication, Metallschlägerei, Feilen-, Schrauben-, Nieten-, Nagel- und Drahtstift-Fabrikation greifen zur Hilfeleistung der Frauenhand. In der Stahlfedern- und Nadelfabrication fällt ihr sogar mancher wichtige Arbeitsproceß zu, der Geschicklichkeit und manuelle Uebung fordert; die Fabriken von Lampen, Kochgeschirren, Knöpfen, Tabakspfeifen bedienen sich weiblicher Arbeitskräfte; die Stein-, Thon- und Glas-Industrie, die wie in Oesterreich zu hoher Blüthe gelangte Fabrication von Möbeln aus gebogenem Holze nehmen Frauenhände in Anspruch. Die Papier-Fabrikation, Spielkarten-, Bleistift-, Tapeten-Fabrication, sowie die Buchdruckerei verwenden sie vielfach und schließlich bedienen sich auch die Baugewerbe in Oesterreich derselben zu hartem Handlangerdienste.

Der Lohn solcher verschiedenartig beschäftigter Arbeiterinnen variirt je nach der größeren oder geringeren Leistungsfähigkeit zwischen einem bis sieben Gulden per Woche; doch tritt, wo die Arbeitsleistung eine ungewöhnliche Geschicklichkeit erfordert, sofort eine höhere Entlohnung ein, und ein Wochenlohn von neun bis zehn Gulden erwirbt manche in irgend einer manuellen Fertigkeit besonders geübte Hand.

Wo die Arbeitsleistung entsprechende Schulkenntnisse voraussetzt, wird sie besser entlohnt; so erwirbt eine Telegraphistin einen Monatlohn bis vierzig, eine Frau, welche zur Herstellung eines Schriftsatzes tauglich ist, bis fünfzig, und Frauenarbeit, welche in das Gebiet des Kunstgewerbes gehört, wie Photographie und das Retouchiren der Bilder, hat einen noch höheren Preis, und wir finden als Monatlohn einer derartigen Arbeiterin schon siebzig Gulden verzeichnet.

Aus alledem erhellt klar und deutlich, daß größere Kenntnisse und erhöhte Intelligenz nicht nur die Erwerbsfähigkeit der Einzelnen, sondern den Werth der geleisteten, der Industie und folgerichtig der Gesammtheit zugute kommenden Arbeit gleichmäßig steigert; daß es Verschwendung der Nationalkraft ist, wenn Tausende von Händen, die Besseres, Werthvolleres leisten könnten, in untergeordneter Hilfsarbeit verbleiben; daß es im Interesse unserer aufblühenden Industrie sowohl als der Volkswohlfahrt dringend geboten erscheint, auf die bessere Ausbildung der weiblichen Jugend zu wirken, um die Frauenhand nicht blos für die Massenproduction, sondern für das Kunstgewerbe zu bilden.

Als Grundlage jeder kunstgewerblichen Thätigkeit ist Zeichnen der Gegenstand, der in allen Mädchenschulen gleich Lesen und Schreiben obligatorisch eingeführt sein müßte, und wenn weibliche Arbeitskräfte trotz allen Mangels an Vorkenntnissen blos durch Fleiß, Ordnungsliebe, Reinlichkeit und Gewandtheit sich so wesentlich nützlich zu machen wußten, würden sie bei qualitativer Erhöhung ihrer Leistungsfähigkeit sehr bald auch in der Kunst-Industrie eine wichtige Rolle spielen.

Das Verdienst, den ersten Schritt in der gegebenen Richtung nach vorwärts gethan zu haben, gebührt dem Oesterreichischen Museum für Kunst und Industrie, das seine Kunstgewerbe- und Zeichenschule auch weiblichen Zöglingen zugänglich machte. Gleiche Tendenzen verfolgen mit Glück auch der Wiener und Prager Frauenerwerb Verein und die Handel-Akademie in Gratz. Thatbestand und Ziffern beweisen ferner, daß wir nicht jedem weiblichen Wesen ein eigenes Heim als Wirkungskreis geben können, daß wir daher nicht wohl daran thun, die Mädchen blos zu Schützlingen zu erziehen, um sie dann schutzlos den Stürmen des Lebens preiszugeben.

Emilie Bach.

Das neue Italien.

Schreiber dieses erinnert sich noch lebhaft einer Scene, die in der Mitte der fünfziger Jahre, als Oesterreich noch seine italienischen Provinzen besaß, zwischen einem Studirenden aus Lombardo-Venetien und einem österreichischen Prüfungs-Commissär in Wien sich abspielte. Der Studiosus beklagte sich dem Commissär gegenüber, daß man ihn habe durchfallen lassen, und fand dies ganz unbegreiflich. Der Commissär meinte, das sei sehr einfach: der Studio habe eben Nichts gewußt. Nun hätte man aber den jungen Mann hören sollen: Ein Italiener, und Nichts wissen! das sei ja wieder ganz unmöglich. Italien sei ja doch la madre del genio (und Genie's brauchen bekanntlich Nichts zu lernen) u. s. w., worauf ihm jener Commissär trocken erwiderte: „L'Italia e la madre delle frasi.

Dieses herbe Urtheil fiel mir wieder ein, als ich dieser Tage das Buch des Grafen Campo-Fregoso über die Herrschaft Italiens im Mittelmeer las. So sehr ist der Italiener an selbstverhimmelnde Phrasen gewöhnt, die überdies in seiner melodischen Sprache auch dem Ohre gefällig in schönen Cadenzen verklingen; so sehr hat die Bitterkeit vieler Jahrhunderte ihn gewöhnt, sein Auge der herben Wirklichkeit zu verschließen und allein vom Brode tröstender Sätze zu leben, daß selbst die ersten Geister der Nation nicht umhin können, ihre Leute erst mit schönen Phrasen zu locken, wenn sie ihnen die Augen öffnen wollen.

Das thut denn auch der patriotische Graf Campo-Fregoso im obenerwähnten Buche. Er versichert ihnen erst, daß sie alle Mittelmeer-Völker, auch die Franzosen, an Genie und andere guten Eigenschaften übertrafen, daß ihnen der geistige Primat (primato intellettuale), namentlich aber der in der politischen Weisheit vor aller Welt unbestritten zukomme, und daß ihnen deshalb auch die Herrschaft im Mittelmeere von Gottes und Rechtswegen gebühre. Das Alles aber thut der kluge Mann nur, um ihnen dann ganz ungeschminkt die Wahrheit sagen zu können, und man muß gestehen, daß der patriotische Graf die Wahrheit nicht minder liebt, als sein Vaterland. Er sagt seinen Landsleuten trocken heraus, daß allein eine außerordentliche Gunst des Glückes das neue Italien geschaffen, daß Frankreich und Deutschland das jetzt in Italien lodernde Feuer entzündet haben und daß die Italiener viel Puffwerk in die Flamme geben. Sie selbst zeigten alle charakteristische Merkmale einer zerfallenden Nation, nicht einer emporstrebenden. Religiöse Gleichgültigkeit, mangelnder Sinn für die Heiligkeit der Familie, wenig militärischer Geist als echter Handelsgeist, der sich auf Unterricht, Thätigkeit, lange Schiffahrt, die fortgesetzte Beobachtung fremder Völker und ihrer Märkte gründe; keine Achtung vor der Staatsautorität; dafür aber eine stets wachsende Zügellosigkeit einer leichtsinnigen und corrumpirenden Presse, die, weit entfernt, die große nationale Action zu unterstützen und die Massen zu belehren, nur darauf aus sei, von ihrer Unwissenheit, Genußsucht und moralischem Stumpfsinn Nutzen zu ziehen; die leidenschaftliche und doch ohnmächtige Jagd nach Geld und Gewinn unter den Armen, nicht etwa um sich dann zur Ausführung nützlicher Unternehmungen zu verbinden, sondern nur um dem Müßiggang und dem Laster fröhnen zu können; Leichtsinn, Verweichlichung, Unwissenheit, Impotenz zu jedem männlichen und ernsten Gedanken unter dem Adel und den Reichen.

„Andere Nationen haben sich durch die schwere Arbeit ganzer Jahrhunderte emporringen müssen; dieser Kampf ihrer Jugend hat einen unauslöschlichen Heerd von Begeisterung und Kraft in ihnen entzündet, die auf weitere Jahrhunderte ausstrahlen; der Stern Italiens hat ihm die goldenen Geschenke, nach denen Andere ein halbes Jahrtausend ringen, in zwei Jahrzehnten in den Schooß geworfen und schon nach wenigen Lustren haben wir unsere Jugend ausgelebt, die Begeisterung von 1859 ist fast schon dem Gedächtniß entschwunden; schon sind wir in die letzte Periode eingetreten, in welcher alle Kraft und Tugend, die Vorrechte jugendlicher Völker, bereits verloren sind." So Graf Fregoso.

Hören wir nun einen anderen Italiener über die stolzeste Hoffnung Italiens, über jene Jugend, aus deren höchster Bildung den Andern die geistige Kraft zufließen soll. Der edle G. J. Accoli sagt in der Vorrede zu seinen Vorlesungen über Sprachvergleichung:

„Forschungen, die sich über einen zeitlich, räumlich und sachlich weiten Umkreis verbreiten, wie es eben bei den vergleichenden der Fall ist, erfreuen sich hier bei Hohen und Niederen der höchsten Gunst und die Thore der Schule stehen ihnen weit offen. Allein wie viele und was für Früchte sehen wir denn von solcher Gunst?

„Muß es nicht bisweilen scheinen, als befleißigten wir uns, denjenigen Recht zu geben, die, indem sie das Unzweckmäßige der Zulassung der vergleichenden Studien in den Schulen, die Gefahren plötzlich aufflackernder Begeisterung und unbesonnener Anwendungen betonen, hierbei gerade auf unser Land hinweisen, und zugleich mit für uns noch schmerzlicherer Einschränkung hinzufügen, es sei freilich bei uns keine Rede von einer Disciplin, welche die andere beeinträchtigte (weil überhaupt zu wenig gelernt wird), und auch außer der Schule sei nirgends ein edles Wachsthum der von uns so sehr bewunderten Studien wahrzunehmen? (das Bewundern macht bekanntlich keine Mühe, sondern eher noch ein Vergnügen.) Und ist es wirklich reine Verleumdung, wenn sie sagen, es habe sich bei uns der Dünkel festgesetzt, als ob die Arbeit gleichsam in der Weise unter den Völkern vertheilt werden müßte, daß das Eine im Schweiße seines Angesichts die Pyramide aufführen dürfe, dem andern hingegen der feinere Ruhm zufalle, dieselbe mit phantastischem Zierrath auszustatten?"

Und was thut denn das italienische Volk, abgesehen davon, daß seine Regierung Rom besetzt hat in dem großen kirchlichen Kampfe, der doch eigentlich für die Signatur einer neuen Zeit entscheidend ist? Graf Fregoso gibt hierauf die Antwort: „Gar Nichts." Italien läßt die Wurzeln des Ultramontanismus unangefochten, nicht als ob es denselben liebt, sondern weil ihm derselbe gerade so gleichgültig ist wie der Muhammedanismus oder irgend eine andere Religion, — mit andern Worten: man versteht in Italien gar nicht, um was es sich handelt, — und doch sind die Fingerzeige, die das wallfahrende Frankreich gibt, deutlich genug.

Aber die Koryphäen der schönen Literatur, die Poeten namentlich, die werden es doch verstehen, ihrer Nation das Licht herrlicher Ideen leuchten zu lassen, — deren Genius wird doch das wunderbare Glück die bisher nur thränenfeuchte Schwingen zu kühnem Fluge gestärkt haben! Keine Spur davon: leere Declamation nach wie vor, — nur daß ein anspruchsvoller Ton an die Stelle der resignirten oder verzweifelten Klage getreten ist.

Was nun weiter? Will etwa Italien sein Recht auf Unabhängigkeit dadurch beweisen, daß es, abgesehen von den Waffen, auch seinen gerühmten „Genius" — einst so hohen Fluges — vom hausbackenen und „unfeinen" deutschen Geist in's Schlepptau nehmen läßt? dergleichen thut's nicht lange. Auch unter den Nationen ist jede ihres eigenen Glückes Schmied. Die Entscheidung aber ist nahe.

Lady Anna's Portrait.

Niemand nannte je Lady Anna Lauderdale eine hübsche Dame. Ebensowenig hielt sie je Jemand für eine Heilige. Sie war eine große Dame von schöner Figur und hatte ein regelmäßiges Gesicht; in allen ihren Bewegungen war sie elegant und entschieden. Sie sagte von sich selbst, sie sei grausam und vergäbe nie, wenn sie sich beleidigt fühle. Aber sie hatte ein vornehmes Wesen und viele Leute bewunderten sie sehr; Viele erklärten, sie sei in ihrer Liebe eben so stark wie in ihrem Hasse.

Ihr Portrait hängt noch heutigen Tages an der Wand in ihrem früheren Boudoir. Der Künstler hat sie als eine glänzende, einer Königin ähnliche Dame dargestellt. Sie steht in einem Reitcostüme von schwarzem Sammet neben ihrem weißen Rosse. Ihr Haar, noch schwärzer als der Sammet, dringt in Locken unter ihrem Hute mit rothen Federn hervor. Die eine Hand hält eine mit Juwelen besetzte Reitpeitsche; die andere ruht auf dem Kopfe eines großen Hundes, der stumm um ihre Liebkosungen bettelt. In ihren Augen zeigt sich Feuer, auf ihren Wangen Gesundheit, in ihrer Haltung Grazie und Stärke.

Wenn sie je diesem Portrait glich, so war es ohne Zweifel zu der Zeit, wo sie, von der Liebe verschönert, auf die Liebesbewerbungen Mark Leslie's hörte und ihm, trotz seiner niedrigen Geburt, ihr Herz, ihre Hand und ihre Vermögen gab, dadurch ihre ganze Verwandtschaft beleidigte und Alle, die sie kannten in Verlegenheit setzte, denn um Lady Anna hatten sich Männer von Rang und Vermögen beworben und Mark Leslie war der Sohn ihres Wildhägers.

Es ist wahr, er war hübsch, von einer seltenen zarten blonden Schönheit, die zu ihren massiven und dunkeln Reizen einen sonderbaren Contrast bildete. Seine Gesichtszüge waren die eines schönes Mannes. Jede junge Schönheit würde, auf seine griechische Nase, seine Stirn, seine scharlachrothen Lippen und sanften blauen Augen stolz gewesen sein.

Er hatte weder an Leib noch an Geist etwas Großes, aber sicher hatte er keine geringe Bewunderung für die Dame, die sich herabgelassen hatte, ihn zu lieben. Ihre schöne Figur, ihr freier Schritt, ihre elegante Erscheinung zu Pferde, ihr Stolz, der die meisten Leute in einer gemessenen Entfernung von ihr hielt, machten ihn auf sie sehr stolz.

Ein oder zwei Jahre waren sie ein musterhaftes Ehepaar, und hätten sie ihre Stellen vertauschen können, so daß sie der Gemahl und er die Gemahlin geworden wäre, so würden sie Nichts zu wünschen übrig gelassen haben. Rosine, die französische Kammerjungfer der Lady Anna, pflegte zu erklären, er sei reizend, und wenn sie je einen Mann hätte, so hoffe sie nur, daß er eben so ergeben sein werde, wie Monsieur.

Rosine war eine junge, rosenfarbige Brünette, die eben erst aus Paris gekommen war. Sie war immer glänzend und pikant und so muthwillig, wie die Kammerjungfer einer Dame in einem Lustspiel. Ihre Toilette war eine Art von Gedicht; sie eignete sich so gut für sie und drückte den Geist, der in ihr wohnte, so vollständig aus. Nicht ein Band oder eine Stecknadel war dem Zufall überlassen, wie man das bei dem Anzuge der Personen geringen Standes so häufig findet.

Jeder Mann, mochte er hoch oder niedrig, höflich oder einfach sein, drehte seinen Kopf um, wenn Rosine das erste Mal vor ihm vorbeitrippelte. Sie war in ihrer Art ein eben so vollkommenes Gemälde, wie Lady Anna mit ihren breiten Schultern, voller Brust und Sammetschleppkleidern in der ihrigen war und o, so viel hübscher. Wenn sie zusammen waren, würde ein Fremder stets gesagt haben: „Eine vornehme Dame und o, ja, nur ihr Kammermädchen!" und Rosine wußte das sehr gut. Zuweilen wurde sie ärgerlich, wenn sie an diesen Contrast dachte.

Drei oder vier Jahre — sie sind in dem Leben eines Menschen nicht viel. Sie verflossen für Lady Anna sehr rasch. Wenn sie auf die Vergangenheit zurückblickte, so erschienen sie ihr stets als glänzende, schöne Jahre. Ihr Gatte war selten von ihr getrennt. Er wisperte ihr stets Lobsprüche in das Ohr. Ihre Liebe für ihn nahm noch immer zu. Sie hatten keine Kinder, und mit ihrer weiblichen Leidenschaft vermischte sich eine mütterliche Zärtlichkeit, die ihren kleinen Kindern zu Theil geworden sein würde, hätte sie solche gehabt.

Die ganze Wildheit ihres Charakters lag schlafend. Sie war nicht todt, ebensowenig wie ein Schweißhund es ist, wenn er schläft, aber die Liebe war in ihr für diese Zeit Herrin. Ein sanftes Licht wohnte in ihren Augen, ein süßes Lächeln auf ihren Lippen, ein üppiger Reichthum von Freundlichkeit in ihrem Herzen, und das Leben war für sie schön; aber plötzlich ereignete sich Etwas, was diese ganze Glückseligkeit verwelken ließ.

An einem schönen Herbsttage, als Lady Anna auf einer Jagd den Hunden folgte, stürzte sie mit ihrem Pferde und wurde als todt aufgehoben. Man brachte sie besinnungslos zu Hause und ihr Gemahl saß, weinend wie ein Kind, Tage lang neben ihr. Lange Zeit hatte man gar keine Hoffnung, sie am Leben zu erhalten, aber zuletzt trat in ihrem Befinden eine Besserung ein. Sie würde leben, aber auf immer ein Krüppel sein.

Nie würde sie wieder über die Fluren reiten, wie an jenem unheilvollen Tage. Nie würde ihr fester, freier Tritt wieder auf dem Fußboden gehört werden. Ja, sie konnte sogar nie wieder allein stehen, wofern an ihr nicht ein Wunder bewirkt würde, und die Wunder sind selten. Sicher trat in ihrem Falle kein solches ein, denn im Laufe der Zeit stellte es sich deutlich heraus, daß die Wundärzte ihren Zustand ganz richtig beurtheilt hatten. Die Thätigkeit, auf welche Lady Anna so stolz gewesen war, war für sie zu Ende.

Rosine pflegte sie beständig. Der junge Gemahl war die Liebe und Aufmerksamkeit selbst. Beide waren viele Zeit zusammen an ihrem Bette. Sie bat Monsieur oft, sich zu beruhigen und sich ein wenig Erholung zu gönnen. Sie war das freundlichste Mädchen, die treueste Dienerin,

Und Lady Anna, ihre körperliche Agonie bekämpfend, strengte sich an, ruhig zu sein, um ihren geliebten Gatten zu trösten.

„Ich kann Dich immer lieben," wisperte sie. „Dem Himmel sei Dank, mein Herz schlägt noch immer so warm für Dich, wie je."

Die arme Dame. Es war Alles, was sie hatte, um dafür dankbar zu sein.

Wäre jener Unfall dem Manne zugestoßen, so würde diese Geschichte ein freundlicheres Ende gehabt haben. Sie würde wie das Ende einer traurigen Liebesmusik erloschen sein, und sie würde an seinem Bette gesessen haben, seine Hände in den ihrigen haltend, und er würde ihr um seines Unglücks willen dreimal so theuer geworden sein; aber es war die Frau, die auf ihrem Bette lag und der alle Reize, die sie besessen hatte, entgangen waren, und er war kein sehr edler Mann, und nur edle Männer sind in ihrer Zärtlichkeit beständig.

Die Veränderung kam stufenweise. Die Todesgefahr war vorüber. Die beständige Pflege war nicht länger nöthig. Ein Invalid für das ganze Leben, ruhte Lady Anna zwischen ihren Kissen, da sie zu stolz war, sich ihrer Krücken oder ihres Rollstuhls zu bedienen, und von Tag zu Tag sah sie weniger von dem Manne, dem ihre Liebe Alles, was sie besessen hatte und was sie im vollen Genuß ihrer Gesundheit gewesen war, gegeben hatte.

Er war, wenn er kam, seidenweich, sanft und freundlich, aber ihr Krankenzimmer langweilte ihn und sie wußte es. Lady Anna war traurig, aber sie war zu sehr vornehme Dame, um sich mürrisch und verdrießlich zu zeigen.

„Es ist natürlich," sagte sie zu sich selbst. „Männer sind nicht wie die Frauen, und es macht ihm Kummer, mich in diesem Zustande zu sehen. Allmälig wird er sich mehr daran gewöhnen."

Und sie war gegen ihn sehr liebevoll.

Als sie aber eines Tages ein Buch öffnete, das ihr gebracht worden war, fiel eine Note aus demselben. Sie öffnete sie und las die folgenden Worte:

„Mylady, ich bin nur eine geringe Person und ich wage es nicht, mich zu nennen; aber es thut mir weh, zu sehen, daß Ihr Vertrauen so schlecht belohnt wird. Sie halten Rosine für eine treue Dienerin. Hüten Sie sich vor ihr, Mylady. Wenn Sie nur sehen könnten, was ich auf dem Balcon unter dem Fenster Ihres Boudoirs gesehen habe; wenn Sie nur hören könnten, was ich dort in der Abenddämmerung gehört habe, dann würden Sie wissen, was ich nicht zu erzählen wage. Doch, Mylady, ich kann wenigstens Das sagen: Ihr Mädchen ist sehr schön und Ihr Gemahl scheint es zu wissen. Während Sie auf Ihrem Lager liegen, ist der Satan in Ihrem Hause an seiner Arbeit. Damit Sie ihm Widerstand leisten können, gebe ich Ihnen diesen Wink. Ich bin, Mylady, eine geringe Unbekannte, die Ihr Wohl wünscht."

Lady Anna zerknitterte die Note in ihren Händen versteckte sie auf ihrem Busen. Das hatte kein Dienstbote geschrieben; das wußte sie aus der Fassung der Worte. Ihre Gedanken flogen auf ihren Arzt, auf den Geistlichen, auf andere Personen, die mit Dem, was in ihrem Hause vorging, bekannt sein konnten. Bei ihrem siedenden Blute erinnerte sie sich gewisser Dinge, denen sie früher keine Wichtigkeit beigelegt hatte. Besonders fiel ihr die Thatsache ein, daß Rosine bei dem Eintritt der Dunkelheit stets mit ihrer Erlaubniß abwesend von ihr war, und daß ihr Gemahl zu dieser Zeit nie zu ihr kam.

Sie gelobte sich selbst, die Wahrheit zu erforschen, und verbarg ihre Aufregung Rosinen den ganzen Tag, die sie beim Eintritt der Nacht bat, sie nun allein zu lassen.

Es war ein stiller, warmer Abend. Alle Fenster waren geöffnet. Das Aroma der Blumen drang aus dem Garten in ihr Zimmer. Die Sterne funkelten am Himmel, aber der Mond war noch nicht aufgegangen. In solchen Stunden, wie diese, waren der Lady Anna an den Tagen ihrer Gesundheit und Schönheit Liebesworte zugeflüstert worden.

Die Erinnerung an gestohlene Küsse und verstohlene Zusammenkünfte in schattigen Gängen mit dem Sohne ihres Wildhägers erwachte in der armen Frau und vermischte sich mit ihren Zweifeln und Befürchtungen. Mit einem Schauder streckte sie ihre Hand aus und ergriff die mit sammeten Griffen versehenen Krücken, die in ihrer Nähe standen, obschon sie sich bis dahin entschieden geweigert hatte, davon Gebrauch zu machen. Sie machten auf dem weichen Teppich im Zimmer kein Geräusch, als sie sich durch das Zimmer fortschleppte. Schreckliche Schmerzen zerrissen ihren Körper, aber ihr Herz fühlte eine Todesangst, welche jene Schmerzen betäubte. Sie erreichte zuletzt das Fenster und lehnte sich schwach und tief Athem holend gegen den Fenstersims.

Unten lag der Balcon, auf den sie aufmerksam gemacht worden war. Von demselben drangen Stimmen in ihr Ohr. Die Töne waren leise, beinahe ein Wispern, aber sie hörte die Worte deutlich. Es waren nicht viele Worte, aber sie waren hinreichend.

Rosine und Lady Anna's Gemahl waren dort beisammen. Seine Hand lag auf ihrer Schulter. Sie zündete seine Cigarre für ihn an.

„Aber Sie wissen, daß Sie das hübscheste Mädchen in England sind," sagte er, indem er die Cigarre nahm. „Das brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen."

„Monsieur schmeichelt," sagte Rosine.

„Sie machen, daß ich jeden Tag wünsche, kein verheiratheter Mann zu sein," sagte Monsieur.

„Ah, mon Dieu, wenn Madame das hörte!" entgegnete Rosine.

„Aber Madame hört es nicht," sagte Monsieur. „Und was schadet es denn, wenn man ein hübsches Mädchen lobt? Ich bin kein Sclave, wenn ich auch verheirathet bin."

Dann küßte er sie, sie gab ihm einen ganz leichten Schlag ins Gesicht und lief fort.

Sie eilte gradenwegs in das Zimmer der Madame. Es war in demselben noch kein Licht, aber an der Thüre ergriff eine Hand ihren Halskragen und hielt sie fest. Bei dem schwachen Sternenlicht konnte sie die schlanke Figur in ihrem weißen Umschlagtuch von Krücken unterstützt sehen; aber die Hände waren kräftig genug, das fühlte sie. Sie wagte es nicht, sich ihrer Kraft zu bedienen, um sie abzuschütteln.

„Verächtliches Geschöpf," wisperte Lady Anna's Stimme in ihr Ohr. „Jetzt kenne ich Sie. Verlassen Sie noch diese Nacht mein Haus. Gehen Sie in Ihr Geburtsland zurück und auf immer ihm aus dem Gesichte, oder ich werde, und wenn ich noch mehr verkrüppelt bin, Sie auffinden. Meine Füße sind nutzlos, Gott helfe mir! aber meine Hände sind stark genug und mit denselben werde ich Sie, wenn Sie je nach England zurückkehren, erdrosseln, mag ich noch leben oder todt sein."

Die Hand an Rosinens Hals drückte denselben, als sie so wild sprach, so zusammen, daß das Mädchen keuchend auf den Fußboden niederfiel, als die Hand ihren Hals freiließ.

Sie wartete nicht ab, zu sehen, was mit der Lady Anna vorging, sondern kroch aus dem Zimmer, sobald sie wieder zu Athem gekommen war, ging zur Haushälterin, um sich von derselben ihren Lohn auszahlen zu lassen, und ehe der nächste Morgen dämmerte, war sie gegangen und Niemand wußte wohin.

Eine hagere, alte schottische Frau nahm ihre Stelle ein. Lady Anna behielt ihr Geheimniß für sich, aber ihr Herz war gebrochen. Sie starb daran, aber nicht in Folge der erlittenen Verletzungen, was die Aerzte auch sagen mochten, aber ihr letzter Wille, blieb unverändert und ihr Gemahl erbte ihr ganzes Vermögen, da keine andern gesetzlichen Erben vorhanden waren.

Als sie todt war, beweinte er sie und trug für sie die übliche Zeit Trauer; als aber das Trauerjahr zu Ende war, verließ er England auf einige Zeit und segelte über den Canal hinüber nach Frankreich.

Als er zurückkehrte, leistete ihm eine zweite Frau Gesellschaft. Sie war keine Andere, als Rosine.

Froh, triumphirend glücklich in ihren neuen Kleidern und Juwelen, trat sie in ihre neue Wohnung ein.

Die alten Diener waren unwillig; die neuen neugierig. Rosine ging stolz an ihnen vorüber und ohne die Verbeugung, welche eine vornehme, gebildete Dame gemacht haben würde. Ihr Gemahl führte sie in ihr Boudoir, dasselbe, worin sie die Lady Anna so oft bedient hatte, und ließ sie dort allein.

Der ersehnte Augenblick war jetzt für ihre unedle Seele gekommen. Sie verschloß die Thüre und blickte um sich her. Alle diese Luxus-Gegenstände gehörten jetzt ihr. Das war ihr Sammetstuhl, das ihr Juwelenkästchen. Ihre Kleider würden nun in jenen Schränken hängen, ihre Füße auf diesem Fußschemel ruhen. Dieser Spiegel würde ihr Gesicht reflectiren.

Und als sie dort stand und sich so unverschämt freute, blickte das Portrait der todten Lady Anna mit ihrer vornehmen Miene und ihrem stolzen Lächeln auf sie herab.

Rosine stand vor demselben und drohete ihm mit ihrer kleinen zusammengeballten Faust.

„Ha, ha!" rief sie. „Sehen Sie, Mylady. Das Alles ist jetzt mein. Was können Sie mir nun thun, Sie, die Sie kalt im Grabe liegen? Sie sagten, Sie würden mich erdrosseln, wenn ich je wieder innerhalb des Blickes seiner Augen käme. Hier stehe ich jetzt, Mylady. Hier stehe ich als sein Weib, Ich bin für das Erdrosseln bereit. Ha, ha, ha!"

Als sie aber, auf einer Zehe sich herumdrehend, das Gesicht des Portraits unverschämt anlächelte, veränderte ihr Lachen sich plötzlich in einen Schreckensschrei, denn sie sah, wie das Gesicht sich aus der Leinwand, worauf es gemalt war, herabneigte. Die Figur beugte sich nach ihr herab. Die Hände streckten sich aus. Einen Augenblick schwebten sie über ihr und dann umfaßten sie mit einem schrecklichen tödtlichen Griff ihren Hals.

Eine Stunde später erbrach ihr junger Gemahl, der sie vergebens gerufen hatte, die Thüre ihres Boudoirs. Man fand Rosine todt auf dem Fußboden liegend, mit einer schrecklich schwarzen Stelle an ihrem Halse und ihre aus ihren Höhlen hervortretenden Augen auf das Portrait der Lady Anna Lauderdale gerichtet, und Niemand bezweifelte, in welcher Art sie ihren Tod gefunden habe.

Correspondenz aus Wiesbaden.

Wiesbaden, 23. September.

Aus den in unserer Stadt so zahlreich versammelt gewesenen Naturforschern und Aerzten bildete sich heute in der Frühe ein Freiwilligen Corps von 50—60 „Gewappneten", um zur Abwechslung eine Fahrt in die Tiefe zu unternehmen. Die reizvolle Umgegend hatte in den letzten Tagen männiglich hinausgelockt in Feld und Wald und Berg und Thal; dies Mal blieb man innerhalb der Stadtmauern und passirte dennoch so manchen Berg, so manches Thal und den lieben deutschen Strom auf seinen sonnigsten Seiten. Und wenn irgend eine Verhandlung der letzten Tage ein einstimmiges Resultat ergab, so war es gewiß die, welche bei dieser Excursion zum Austrag kam. Zu Ehren des Naturforscher-Congresses nämlich hatte unser bedeutendster Weinproducent Herr Procurator Dr. Wilhelmj in seinem berühmten Keller eine solenne Wein-Probe veranstaltet, die gegen Mittag ihren Anfang nahm und über vier Stunden andauerte. Eine stattliche Tafelrunde, dicht besetzt mit lauter Wissensdurstigen und darunter viele Notabilitäten der Medicin und Naturwissenschaft harrte des seltenen Bacchusfestes und bald kreiste der Becher — Wehe dem, der nicht gehörig gewappnet war! Ein halbes hundert verschiedener Sorten des köstlichen rheinischen Gewächses war zu bewältigen von einem unschuldigen Hattenheimer 1870er (12 Sgr. die Flasche) aufsteigend bis zur „Krone des Rheingaues", von welchem der Rheinische Schlegel (½ Liter) auf fünfzehn Thaler zu stehen kommt. Wohl die meisten der Theilnehmer an dieser genußreichen Prüfung lernten hier zum ersten Male in ihrem Leben die abwechslungsreiche bunte Mannichfaltigkeit in ihrem ganzen Umfange kennen, die das Traubenblut vom „Vater Rhein" in Bouquet und Geschmack zu bieten vermag, und von welchem auch die gewandteste Feder dem Uneingeweihten keinen vollen Begriff zu geben vermag.

Von den einfachen Tisch- und Mitteweinen, von dennen namentlich Winkler 1868er udd Johannisberger Dorf Dorf von gleichem Jahrgang allgemeinsten Beifall fanden, ging man — ein merklicher Schritt — zu alten Cabinetsweinen über, als da sind: Rüdesheimer Berg und Scharlachberger vom Jahre 1846, Steinberger 1834er, Rüdesheimer 1811er und Steinberger „Herzog Adolf" 1846er; daran schloß sich eine lange Reihe jüngerer Cabinets- und Auslese-Weine in nicht weniger als 37 verschiedenen Sorten. Hierdon das Beste zu nen, wäre eine schwierige Aufgabe. Eine jede ist köstlich in ihrer Art und eine jede findet ihre besonderen Verehrer. Nur einiger weniger Nummern, bei denen sich allseitig, um mit dem Dichter zu reden, „schnalzendes Hochentzücken" vernehmen ließ, sei in dankbarer Erinnerung hier gedacht, das ist zunächst Nerobergier 1865er, Rüdesheimer Bischofsberg von 1868 und vor Allem Marcobrunner in verschiedenen Jahrgängen, endlich Rauenthaler Berg von 1865 und Liebfrauenmilch von demselben Jahre. Auch Curiositäten bekam man in dieser Serie zu kosten, z. B. „Aßmannshäuser Rothweiß" von 1862, ein vinologisches Kunstproduct im edlen Sinne des Wortes. Mit Nummer 43 schloß die dritte umfangreiche Abtheilung des Programes und das letzte Capitel, sieben Nummern enthaltend, „hors concours" kam an die Reihe. Mancher Tapfere unter der starken Prüfungs-Commission streckte vor dieser „bösen Sieben" das Feld. War doch die Feststimmung längst auf den Standpunkt gelangt, wo der edle Götterfunken, an den unser Schiller das allbekannte Lied gerichtet hat, aus Aller Augen leuchtete und die übervollen Herzen sich in begeisterten Toasten entluden. . . . Wer von den vielen Anwesenden kann sich rühmen, all diese Ergüsse mit dem Stift aufgefangen und festgehalten zu haben? Ich bedauere lebhaft, mich dessen nicht rühmen zu können. Nur ein Verschen habe ich mit fortgetragen, das von Herrn Hallwachs in Darmstadt improvisirt wurde. Dies mag als Beschluß dieser Skizze hier eine Stelle finden:

Sie lagen im Keller, die riesigen Fässer,
Und ihnen ist wohl, — doch uns ist noch besser;
Wie der Pfaffe hält in Erbpacht den Glauben,
So halten in Erbpacht den Geist sie der Trauben;
Wir zapfen sie an, ob Laien, ob Kenner
Und lassen sie leben—die Dunkelmänner!

Wenn diese Zeilen gedruckt [illegible] erschein[illegible] Richtungen hinausfliegen, [illegible] der Weinprobe [illegible]lich auch die Theilnehmer [illegible] und ein Jeder hat sein sämmtlich [illegible] gesucht und gefunden; aber in Heim wieder [illegible] Erinnerung werden sie noch oft und gern an die Stätte zurückkehren, wo deutsche Gastfreiheit ihnen so schöne, fröhliche und genußreiche Stunden bereitete.

Die Samojeden.

Ueber den Stamm der Samojeden, welcher im Norden Rußlands, zwischen Archangel und der Lena lebt und auf der Wiener Weltausstellung einen eigenen Pavillon hat, macht ein Correspondent folgende Mittheilungen.

Zunächst fällt in diesem Pavillon das Bild auf, das sich zwischen zwei mächtigen Bärentatzen befindet, und das Manchem ein Räthsel ist. Ein Mann, dem ein anderer eine Bärentatze vorhält, kniet mit halb abgewendetem Gesicht auf der Erde, während eine dritte Figur mit gebieterischem Blicke auf Meister Grimmil's abgehauene Tatze hinweist. Dieses Bild stellt eine ostjakische Gerichtsverhandlung vor, und die profane Bärentatze vertritt hier die Stelle des Evangeliums oder Crucifixes. Der leugnende Verbrecher wird aufgefordert, auf die Bärentatze seine Unschuld zu beschwören. Hat der Angeschuldigte das Verbrechen begangen, dann weigert er sich entschieden, den Schwur zu leisten, denn er lebt des festen Glaubens, der mächtige heilige Eisbär würde bei nächster Gelegenheit seinen Meineid rächen.

Eine recht lebendig gehaltene Darstellung an der linken Seite des Raumes zeigt uns den Samojeden auf der Reise, in seinem aus rohem Holze gezimmerten Schlitten, der mit Graphit beladen ist, was den Mann zwingt, mit den Füßen außerhalb des Schlittens kunstvoll zu balanciren. Das Riemenzeug wird, ganz verschieden von unserer Bespannung, unter der Brust des Rennthiers zwischen den Läufen durchgeführt. Einige Bilder zeigen uns die gänzliche Verschiedenheit der Schlittenbespannung, wie sie bei den Samojeden und Ostjaken üblich ist. Des Ersteren Schlitten ziehen leichtfüßige Rennthiere im Fluge über die knirschende Schneedecke, während der Ostjake mit je drei Paaren kräftiger Hunde und einem Leithunde an der Spitze die sonderbaren Attelage führt. Die Thiere greifen mächtig aus und haben eine nicht zu ermüdende Ausdauer. Andere Bilder, von Dilettantenhand ziemlich ungeschickt gemalt, genügen gleichwohl, uns einen Begriff von den Gegenden am Flusse Jenisei zu geben. Dieser Fluß, in der Mongolei entspringend, wird in neuerer Zeit ziemlich stark befahren und durchläuft 477 Meilen.

Im Uebrigen stehen die Samojeden auf der tiefsten Stufe der Civilisation und erwiesen sich bisher allen gut gemeinten Bekehrungs-Versuchen gegenüber im Allgemeinen ziemlich unzugänglich — was durch den Umstand, daß in dem eigentlichen Kern des Landes europäische Niederlassungen nicht bestehen, leicht erklärt wird. Eine Reihe von Photographien im Ausstellungsraum zeigt uns die wenig anmuthigen, thrangetränkten Physiognomien der Eingeborenen. Klein, flachsköpfig, mit weitgeschlitzten Augen, langen Ohren, großem Mund und borstigem Haar, zeigt das Gesicht des Samojeden nur stumpfe Geistlosigkeit und nirgends den gutmüthigen Ausdruck, den wir z. B. bei den Grönländern finden. Auch ist der Samojede von Natur wollüstig und faul, ergibt sich leicht dem Trunke, und nur die Noth zwingt ihn zu angestrengter Arbeit. Blattern und andere Krankheiten herrschen stark unter der Bevölkerung. Trotzdem hat sein Land, so armselig es auch scheint, seine hohen Naturschönheiten, die wohl kein Europäer, der die Polargegenden besuchte, jemals vergessen kann.

Wenn die Nacht heranbricht und die Gegend sich immer mehr und mehr in Dunkel hüllt, flammt es plötzlich am klaren sternbesäeten Himmel empor, wie der Widerschein einer mächtigen Feuersbrunst. Von allen Punkten des Horizonts bis in den Zenith erstreckt sich das Feuermeer und in den verschiedenfarbigen Lichtmassen spielend, taucht das Nordlicht Berg und Wald und Meer und Eisflächen in Licht. Tageshell wird die Nacht, und wie sich das Meteor in tiefere Atmosphären-Regionen senkt, ersetzt die öde Stille der Gegend ein furchtbar grollendes Getöse. Der Bär verkriecht sich in seine Höhle und der Hund des Fuchsjägers am Eismeere bleibt platt hingestreckt, furchtsam und fast erstarrt auf der Erde liegen. Man hatte lange das Geräusch, welches das Meteor hervorbringt, für eine Fabel gehalten bis Parrotts und Oersted's Beobachtungen es bestätigten.

Dichter und Richter.

Einen unangenehmen Abschnitt aus dem Leben des Dichters Gottfried August Bürger behandelt Prof. Karl Goedecke in Göttingen in einem Bändchen, uns bei dem Gedanken an die Stellung der Juristen in der Zeit der alten Patrimonialgerichtsbarkeit schaudern zu machen.

Dem wackeren Dichter, dem außer dem alten Vater Gleim und seiner zweiten nur allzu schnell verstorbenen Frau Molly nicht viel freundliche Sterne in ein, an trüben Erfahrungen reiches Leben leuchteten, wurde durch Annahme einer Stelle als Gerichtshalter zu Alten-Gleichen eine geradezu entsetzliche Lebensepoche bereitet, indem er in Haß und Hader einer in sich zerfallenen Familie nichts ahnend mit hineingezogen wurde. Das sogenannte Haupt dieser Familie, der Oberst Adam Henrich v. Uslar, war einer jener jähzorigen, herrschsüchtigen und dabei schreibseligen alten Herren, wie sie das vorige Jahrhundert vor seiner goldenen Schlußepoche so vielfach gezüchtet hat. Die altenmäßige Darstellung dieser, dem armen mit Arbeit überhäuften, und schlecht bezahlten, dabei durch sein Talent zum Richter gar nicht tauglichen Dichter zu Theil gewordenen Mißhandlungen liest man nicht ohne das tiefste Bedauern daß es dem Schicksal nicht gefallen hat, dem köstlichen und volksthümlichen Talent Bürgers, dessen Fehler und Ausschreitungen ja seit Schillers Rezension fast allzu genau gewogen und bekannt geworden sind, eine bessere Heim- und Pflegestätte zu bereiten.

Ein Bruder Einsiedel als Napoleonide.

Wenn die directe Descendenz Napoleons III. erlöschen würde, so wären deßhalb noch immer nicht die Nachkommen Napoleons I. von der Erde verschwunden. Zur Beruhigung der Schwärmer für die vorläufig aus den Fugen gegangene Dynastie der Napoleoniden theils der amerikanische „Montanien" mit, daß in einer Grotte bei Daylight-Gulch bei Virginia ein Franzose als Eremit lebt, der sich für einen natürlichen Sohn Napoleons I. ausgibt. Er nennt sich Louis Schon und ist am 2. April 1810 geboren und der Sprößling einer Liaison, welche der Corse mit einer jungen Oestreicherin nach der Schlacht bei Eßlingen hatte. Das zu Falle gebrachte Mädchen kam während der Schwangerschaft nach Paris und hatte eine Zusammenkunft mit dem Kaiser, der sie nach England schaffen ließ, wo sie sich mit dem Kinde bis zu ihrem Ableben im Jahre 1832 aufhielt. Der alte Einsiedler behauptet, Papiere zu besitzen, nach denen die Wahrheit seiner Descendenz unantastbar wäre. Schon wanderte nach Amerika aus und kam später nach Canada. Seine Aehnlichkeit mit Napoleon I. soll ganz frappant sein.

— Ein Bedienter, welchem Friedrich [illegible] Große eine Ohrfeige gegeben hat wieder in vor den Spiegel um [illegible] „Schurke, was unter-Ordnung zu [illegible]! der König, worauf [illegible] ganz gleichmüthig erwiderte: „Die draußen im Vorzimmer brauchen gerade nicht zu wissen, was zwischen uns Beiden vorgefallen ist." Der Monarch lachte und entfernte sich

Weltordnung.

Die Großen fressen die Kleinen —
Mit größtem Appetit:
Und was die Kleinen gefressen haben —
Das fressen sie auch mit!